

Uebersicht. Mai-Ausstellung des österreichischen Kunstvereins. I. — Das Bild der Natur. — Mythologische Thiere in Ungarn. — Literatur.

Mai-Ausstellung des österreichischen Kunstvereins.

„Nacht und kein Ende!“ werden unumtöthig diejenigen anrufen, welche diesem Namen nicht grün sind, und die denselben gleichwohl in allen Wiener Kunstberichten, sei es nun mit Lob oder Tadel, beharrlich genannt finden. Sie sind der alten Wesen fast und begehren ein neues Lied; toujours perdrix, meinen sie, sei äußerst langweilig. Jene nun haben ohne Zweifel ihre Gründe, den Namen dieses Meisters nicht genannt zu wissen; wir haben aber unzweifelhaft auch die unfingen, ihn zu nennen. Welche von beiden fadensänger und nichtfänger sind, wollen wir hier nicht untersuchen. Genau, wir finden Nabels künstlerische Persönlichkeit so interessant und anregend, seine Werke durch ihre Tugenden und Mängel so fesseln, daß wir beiden, wenn sie und zufällig begegnen, nie aus dem Wege gehen. Auch halten wir dafür, daß Nabel solange ein neues Thema bleiben wird, als seine Dichtung, der man Ernst und Beharrlichkeit abzusprechen geneigt sein dürfte, nicht genugsam gewürdigt und anerkannt ist. In dieser Beziehung scheinen indessen Publicum und Kunstbehörden im besten Zug zu sein. Jenes betrachtet Nabels Gemälde mit immer steigender Theilnahme, und diese — nun, wir haben mit großer Genugthuung bemerkt, daß unter den angekauften Gegenständen des österreichischen Kunstvereins sich auch jener weibliche Studienkopf von Nabel befindet, der im jüngstvergangenen Monat ausgestellt gewesen. Diese gleichsam offizielle Anerkennung Nabels darf nach Werth und Tragweite nicht unterschätzt werden. Wenn man in Betracht zieht, wie schmerztrüb die ästhetischen Anschauungen des Kunstvereins denen Nabels zuwiderlaufen, wenn man ferner bedenkt, daß dieser Künstler nicht nur für seine Person viel Jahren das stehende Kreuz des Kunstvereins gewesen, sondern daß an ihm noch eine zahlreihe, zum Erschrecken fruchtbarer Schule hängt, deren mehr oder minder gelungene Versuche alle mödten ausgestellt sein: so wird man nicht umhin können, den Ankauf des Nabelschen Studienkopfs als einen Akt der ersten Selbstverleugnung und Selbstaufgebung der eigenen Ansichten zu bezeichnen, den manchmal wiederholt und auch auf andere Künstler ausgeübt zu sehen auf die böse Welt eines schmerzlichen Grundes nicht verstoßen dürfte.

In der Ausstellung des laufenden Monats ist Nabels Portrait ausgestellt, welches reichliche vertreten; nicht weniger als neun Bilder dieser Dichtung finden sich vor. Wir beginnen mit dem Meistern. Auf der schönsten Lichtstelle des Vereinslozals, gerade da, wo vor zwei Monaten Winteralters vielbewundertes weibliches Bildnis gehangen, treffen wir heute das Portrait des Dr. Friedrich Hebbel, gemalt von Karl Nabel. Hebbel gemalt von Nabel — der Dichter hat seinen Künstler nicht übel gewürdigt; man möchte sagen: ein Kopf, der in den Spiegel schaut. Beide haben in mehr als einem Stück die frappante Ähnlichkeit: in der Natur ihres Talents, der Art und Weise ihres Schaffens, vor Allem aber in ihrer Stellung zur übrigen deutschen Dichter- und Künstlerwelt, sowie zum veredelten Publicum. Etwas Gracilios, Widerhaariges, gegen den Strom des Zeitgeschmacks sich Stemmendes, dazu eine seltene Eigenthümlichkeit des Empfindens, der Anschauung und eine grobe Sensualität gleichen beide auffallend genug aus. Gleichfalls find alle zwei so naiv als reflectirt, so unmittelbar sie zu sein scheinen und manchmal auch sind, so rauh sich doch ihr Talent an abstracten Gedankenfäden empor, die dann und wann zur Luft nicht werden. Sie haben, der eine wie der andere, die Nothwendigkeit gefühlt, die Eigenthümlichkeit ihres Schaffens vernünftig zu begründen, indem sie dieselbe auf gewisse Regeln brachten, für die sie nun eine Art von Allgemeingültigkeit in Anspruch nehmen. Was für Hebbel, Schafepare und Heinrich v. Kleist, dazu die bürgerlichen Elemente, die er in den Dichtungen von Leßing und Aßland verstand, das find für Nabel die Meister der alten venetianischen Schule. Beide haben ihren Vorbildern nicht selten Ehre gemacht. Ein gewisser Mangel an Erfolg scheint indessen Nabel und Hebbel in jüngerer Zeit bewegen zu haben, von der Hütte und Ausschließlichkeit ihres Manier einiges zu opfern. Wir wissen, wie Hebbel seine Genossen zuwischen ließ, um als Magellana aufgeführt zu werden; nach dem wenig erfolgreichen Erfolg, den bei der ersten Aufführung in München seine Agnes Bernauer gehabt, entließ er sich, den Schluß dieses Trauerspiels umzuändern. Das Publicum, „das betösende Thier“, wird, wie wir sehen, nicht mehr soverdan bloß betrachtet, sondern als eine nicht zu leugnende Macht respectirt, der man Zueignungsstücke machen und von Zeit zu Zeit ellihe Broden verwerfen mußte. Hebbel ist bisher das Kreuz des

Burgtheaters gewesen, wie Nabel dasjenige des Kunstvereins; vielleicht werden „die kommenden Meenen“ sie in beiden Anhalten noch als Viehlinge betrachten.

Nicht ohne seine Ironie ist der Umstand, daß sich Nabels gemalter, dem Publicum vielleicht gefälliger Malerwie gerade an dem Bildnis seines congenialen Freundes, des Dr. Friedrich Hebbel, am auffälligsten erkennen mußte. Der Stein hat sich am Stein geschliffen. Wir haben nicht leicht einen Mann getroffen, der sich einer leichteren, gleichsam blödenen Gesellschaft rühmen möchte als Hebbel. Wie sollte es nun Nabel mit seiner berichtigt gewordenen grauen Unterlindung gelingen, diesen hellen Ton zu treffen? Wie es ihm gelungen, geht aus nichts an; daß es ihm aber gelungen, in eine Thatsache, die vor Augen liegt, Entweder wir sehen nicht — was wir als Berichterstatter nur mit geschlossenen Augen zugeben können — oder das ist die Farbe, welche dem Original eigenthümlich. Wir würden diese Seite des Bildnisses gar nicht hervorgehoben haben, wenn es nicht gälte, dem verbreiteten Vorurtheil entgegenzutreten: Nabel sei nicht im Stande, dem Colorit der Wirklichkeit gerecht zu werden. Doch hieron genug. Was nun das erste und roheste Erfordernis eines Porträts, was die äußere Ähnlichkeit betrifft, so bleibt hier, scheint uns, nichts zu wünschen. Der Hebbel je gesehen, der wird ihm beim ersten Blick auf das Bildnis wiedererkennen. Doch was mehr ist als bloße Ähnlichkeit, der Künstler hat den geistigen Gehalt dieses Kopfes ans Licht gehoben, er hat die Eigenthümlichkeit des individuellen Ausdrucks glücklich erfaßt und festgehalten. Das Bildnis geht nicht ängstlich ins Einzelne und Zuflügliche, sondern drängt das Unbedeutende zurück und läßt das Wesentliche hervortreten. Von dieser Seite kann es als im historischen Sinn behandelt bezeichnet werden. — In einem mit rothem Samt gepolsterten Lehnstuhl sitzt Hebbel (ganze Gestalt mit Abgang der Füße), die Beine übereinandergeschlagen, in der Rechten, die auf dem Schoß ruht, ein Buch haltend, mit der Linken den einen Arm des Sessels fassend. Zur Seite steht ein mit Büchern besetzter Tisch, auf welchem ein tiefergrüner Vorhang fällt. Die Kleidung der Gestalt ist durchgehend schwarz. Die Farben des Zuges, obwohl sie alle heimlich gleiten, sind sämtlich abgedämpft; im vollen Licht und zum Anschauen gleichsam herausfordernd, tritt nur der Kopf hervor. Das Gesicht ist von edel gemischtem Schlage und zugleich durch und durch weisend. Die hellen, rötlichen Bartwuchs verdeckt das nicht mächtig schneidende Kinn, zum Theil auch die Wangen, und läßt den Mund nicht zur vollen Wirkung kommen. Der Oberkopf tritt sogar um so bedeutender hervor, und zunächst auffallend ist die hohe und breite Stirn mit den mächtigen Gedankenfalten, von spärlichen lichtblonden, wie aufgerissenen Haaren durchsetzt, die gegen den dunkleren, gediegenen Bartwuchs eigenthümlich abheben. Um die ausgebildeten Hügel der wohlgeformten, nicht kurzen Nase, zittert ein unfühiges sinnlicher Zug. Auf den großen, blauen Augen, von ziemlich dichten Brauen überwölbt, die aber durch ihre helle Farbe nicht ausgesprochen wirken können, liegt ein träumerischer Flor. Sie schauen dich kindlich aber vertrauensvoll an, und doch wieder nicht so: sie scheinen mehr leidend und gleichsam weiblich die Gegenstände der Außenwelt zu empfangen, als dieselben energisch und selbstbestimmend aufzunehmen. Ueberhaupt betreten sich in diesem Anblick das Weiche und das Harte, das Männliche und das Weibliche, Gedanken und Empfindungen: Dichter und Denker liegen sich einander in den Haaren. Jedenfalls spricht sich eine ungemeine Erregbarkeit in diesen Zügen aus, und die bezeichnende Bewegung des linken Armes, die gewöhnlich mündlichen Gesprächen voranzugreifen pflegt, zaubert vollends mit unabweisbarer Gegenwart das Bild des merkwürdigen Mannes vor den Sinn, dessen Geist ein reicher Quell der Ergözung für Viele sein könnte, wenn seine großen Eigenschaften nicht zugleich mit den menschlichen Schwächen behaftet wären.

Wenn Hebbels äußere Gestalt auf die Nachwelt kommt, so geschieht dies gewiß durch den Pinsel seines Freundes Nabel. Die zünftigen Bildnis-maler werden zwar diesem Portrait eine weitreichende Bedeutung nicht zuerkennen. Es ließe sich streiten über diesen Gegenstand, aber nicht endgültig entscheiden. Die Zeit, welche in solchen Dingen ganz allein ein zu-sätzlicher Richter, wird uns ohnehin Alle, Portraitmaler wie Kritiker, überleben.

Ein zweites von Nabel ausgestelltes männliches Portrait (Eigen-thum des Herrn Dr. Obermayer), ein maßvoll und würdig gehaltenes Bildnis mit großer Ähnlichkeit, sei nur kurz erwähnt, damit wir endlich vom Meistern auf die Schüler kommen, über welche wir gerägräger sein können. Das Portrait des Herrn Achille Desbassini, f. l. Kammerjägers, gemalt von Guisard Gaul, der neben Moriz Hahn zu den begabtesten

Schüler Rubis schenkt, zeichnet sich, soweit das Licht des Vereins erkennen läßt, durch Correctheit und Nüchternheit der Formen, sowie durch lebendiges, maßvolles Colorit vortheilhaft aus. Eugen Rubis historisches Gemälde: „Trufus bezeugt auf seinem Juche gegen die Sünden der Scharn Welle, die ihm seinen baldigen Tod verkündet,“ hat sich aus dem reich schülerförmigen Genussumpten noch nicht gänzlich erheben. Sein Karl V., der im Kunsthallen von Jahren eine so große Festeitete erregte, ließ doch sein Talent schliefen, als sich ihm nachdrücklich zu entwickeln scheint. An seinem neuen Gemälde mißfällt uns die Unbeholfenheit und drückende Enge der Anordnung des Gegenstandes, sowie besonders der Abgang aller tiefen Naturgefühls. Vollends die Farbe verstehen wir nun gar nicht. — Schwächliche Empfindung, Unbehutsamkeit mit den Verhältnissen der Natur und unerschöpfliche Farbe charakterisiren eine Scene aus den Nibelungen (Hagen mit den Meerweibern), welche August Mantler ausgeführt hat. „Adrian Osade, zehende Bauern zeichnend,“ von G. A. Mayer, ist mit viel Farbenflum gemalt, geht aber der Hauptschwierigkeit des gewählten Gegenstandes kluglich aus dem Wege, indem es das Treiben der Bauern in unbestimmte Ferne zurückdrückt. Zwei Roßknechtzeimungen von Joseph Hoffmann, vor der Schlacht und nach der Schlacht, sind etwas ungewollt, roh und überladen, jedoch nicht ohne Leben. Nur der Gedanke, zwei solche äußere Gegenstände hart nebeneinander zu stellen, hat etwas Nüchternes und Widernatürliches. Das Thal Gistura in Serbien, eine Landschaft des besten Künstlers, schließt sich mehr der ihren Gegenstand plastisch wiedergehenden Kunst der Alten als unserer modernen Stimmungsmalerie an.

Das Bild der Mutter.

Dieses neueste Schauspiel des Töpfer hat vier Aufzüge und leider auch ein Vorspiel. Es wurde jüngst am k. k. Hofbühntheater zum ersten Male aufgeführt. Es ist ein Stück wie andere mehr, und trägt unverkennbar den Stempel der Fabel. Eine Familie, die durch allerlei Schicksalsfälle getrennt wird, später, ohne um die gegenseitige Verwandtschaft zu wissen, im Leben zusammentrifft und sich in einem wechselweisen Entzaubeln von löblichen Eigenschaften kennen lernt, bis sich durch irgend ein äußeres Ding, eine Narbe, ein Medaillon am Halse, einen Ring, durch ein Muttermal — ein Mal der Mutter, oder ein Bild der Mutter herausstellt, das man sich verbindet in die Verlobten kriegen sich. Eine mit flüssigem Golde gefüllte Sprigkanne in der Hand, schwört der Verlobte auf einer Resonanz über den freudetrunkenen Gruppen und begiebt sich, den geübtesten Bösewicht wie die ewiggleiche Tugend (heute gab es nicht einmal einen Bösewicht, was man auch auf der letzten Gallerie sofort schmerzhaft vermisse! lauter edle Menschen!) mit den kostbaren Metall, bis sich über die ganze Scene eine dicke Kruste des Glückes legt.

Wer kennt diese Schablone nicht?

Die Handlung des Stückes, welche im Detail zu erzählen sich nicht der Mühe verlohnt, leidet an dem Gebübel der Birch-Pfeiffer'schen und Töpfer'schen Ereignisreife. Es ist wieder eine Handlung, die allerdings in ihrem Verlauf zu einigen dramatisch wirksamen Punkten führt, allein es sind deren viel zu wenige, um den Schriftsteller zu der Wahl dieses Stoffes bestimmen zu können. Birch-Pfeiffer und Töpfer sind schon beide so sehr daran gewöhnt, Erzählung und Handlung in einem hoffartigen Nebeneinander zusammenzubringen, daß ihnen endlich gar kein Stoff mehr einfällt, der wirklich einmal in der dramatischen Handlung ohne Rest aufginge, d. h. es fehlt Beiden an dem echten dramatischen Sinn. Die äußere gewandte Maade, in die sie sich ewig hineinschreiben, ist noch lange das echt Dramatische nicht. Immer schleppen die feuchst ausgearbeiteten Variation des Stoffes Klumpen von dramatisch unverbearbeiteter Gegenständlichkeit an den Hüften mit. Das friedet herum wie die kleinen Hülfen mit den Gerisfallen, die noch am Rücken hängen. Und ewig fehlt der plumpe, schülerhafte Bechel wieder, all das erzählen zu lassen, was man nicht in gegenwärtiger Handlung zu verlebendigen im Stande war. Da seht es Beispiele, Nachspiele, Zwischenräume von 10, 15, 20, wohl auch 30 Jahren u. s. w.

Wer in der Geschichte dieses neuen Töpfer'schen Stückes irgend etwas entdeckt, das einen gesunden Geschnack anzuziehen und durch die Wahrheit und das Reimungsliche der Motive ein warmes Interesse zu erregen vermöchte, der verdient für sein Feingefühl ein ausnehmendes Privilegium auf ein Jahrtausend. Und hat die gemeine Meinung, die im größten Hause als etwas ganz Sachverständliches lebt und wirkt, abgehoben. Wer man darf nicht einmal soweit gehen, eine edle sittliche Grundlage zu fordern. Da man bei Töpfer, Birch-Pfeiffer und Compagnie auf wahre dramatische Dichtung zu verzichten ebenhin von je gewohnt ist, und diesen Lieferanten nur eine formelle Bravour nachräumt, so muß man fragen:

hat sich denn diese Bravour in dem neuesten Producte bewährt? Ist es Virtuosität und Bravour, wenn man den Figuren nicht einmal einen materiellen Schcin der Individualität, nicht den leichten Schatten einer Physiognomie zu leihen vermag? Hat der Ged Rißer, hat der junge Graf Julius, die Gräfin, Marie, Hilbre, haben diese Figuren irgend was Persönliches an sich, das sie individuell charakterisirt und von bestimmten Theaterschablonen des Gedens, des reichen Grafen u. s. w. unterscheidet? Nein! Der Modchäffler Wall und der Schiffer Mathes sind noch die zwei erträglichsten Schablonen. Sie verlieren bei der Conseruation immer technisches Ausdrück ihres Metiers und der Tische, das macht sie dreifach. In ihnen ist wenigstens das Handwerk charakterisirt.

Das einzige Verdienst, das dem Stücke bleibt, beruht auf den momentanen feuchstigen Effecten, deren eine ziemlich Zahl zu bemerken ist. Die Sprache zeigt sich ziemlich platt, gewöhnliche Comödien-Redensarten bilden den Kern. Im Hause einer großlichen Familie möchte man einen andern Ton vermuthen. So, wie diese Leute sprechen, müßten sie sprechen, wenn es des Verfassers Absicht gewesen wäre, den Ton dieser Kreise zu parodiren. Allein dem guten Manne ist es bitterer Ernst mit dieser Charakteristik, und das ist in der That schauderhaft, höchst schauerhaft.

Die Aufführung befand sich zu ihrem Substrat in einem merkwürdigen Gegensatz. Es ist, als behände unter den deutschen Schauspielern ein gebotener Bund, der sie verpflichtet, selbst die schlechtesten Töpfer'schen, Birch-Pfeiffer'schen Stücke mit allem Eifer zu spielen; freilich ist dieser aufopfernde Eifer begründet, denn kaum irgend Jemand hat je soviel fogenannte „gute Rollen“ geschrieben, die dem Darsteller gut danten mögen, der darin Gelegenheit findet, seine Künste und Klünche in aller Länge und Breite zu entwickeln, die aber das deutsche Theater ohne Zweifel ruiniren würden, wäre es ihnen je einmal vergönnt, das deutsche Repertoir zu bessern.

Jedulein Vogler's Darstellung der Marie war von zartem Anstande getragen und von warmer Empfindung durchdrungen, sie wußte der Rolle einen Anflug von sinniger Weichheit zu leihen, der und von Beglüm für das liebliche Mädchen einnimmt. Mit feiner Wöhlung ahmte die Darstellerin das Wenige, das sich an dieser Gestalt manieren läßt, sehr war viel Jungfräulichkeit, ansprechende Einfachheit in der Darstellung.

Eine schliche Erscheinung war der Mathes des Herrn Baum eifer. Wahr in der Laune, ohne Jitteren im Grunde ließ er sich nur wie und da durch ausgelassene Enghkeit zu Tönen und Bewegungen fortziehen, die nicht recht ins Burgtheater passen. Das sah hiervon aus wie ein Osade oder Adrian Bravour im Sammlungen. Neizend spielte Herr Richter den Herrn v. Rißer. Herr Kanabog, der sich merkwürdig befiert, ließ dem jungen Grafen, Frau Riefner, die diebisch ihre Stimme viel gewandelter behandelte, ließ der hohen Hilbre die nethige Repräsentation. Herr Bedmann machte mit den paar Szenen des Wall den besten Eindruck. Die Scenen im Puzladen mit den sieben Mädchen gingen recht lustig.

Weniger lustig ging das Publicum.

K. J. Semlitsch.

Mythologische Thiere in Ungarn^{*)}.

Eine der merkwürdigsten und verbreitetsten mythischen Thiergattungen des Magyarenvolkes ist die vom Drachen (sárkány). Wie der magyarisirte Name dieses phantastischen Geschöpfes, so haben auch die Sagen, in denen es eine Rolle spielt, ihr Eigenthümliches. Dem herrschenden Volksglauben gemäß entfährt der Drache meist aus einem Fisch oder einer Schlange, und zwar aus solchen Schlängen, die sieben Zabelang unsichtbar in Sümpfen berangehen. Auf diesen Ursprung des Ungeheuers und auf den Umstand, daß es besonders von Schlängen sich nähren muß, deuten Sprichwörter, wie die folgenden: „Wenn die Schlange nicht Schlängen frisst, so kann nicht ein Drache aus ihr werden.“ — „Die Schlange frisst ihresgleichen, um ein Drache zu werden.“ In einem Drachen verwandelt sich auch ein alter Wolf oder Hekt, wenn er sieben bis dreizehn Jahre in schlammigem Moore zugebracht, d. h. gleichsam ein Hausfahn, der lange Zeit im Dünghaufen oder in leeren Brummen sich verbergen gehalten^{**)}. Aber in allen diesen Fällen kommt der Drache nicht eher als Tagelohli, wie er

^{*)} Wir theilen diesen Auszug der Abhandlung über die „Magyarische Mythologie“ des Herrn J. Polni Stummer aus dem Mag. der Lit. d. A. mit.

^{**)} Ein anderer ungarischer Volksglaube, wonach aus einem in die Erde vergrabenen Drachenei ein ungeheurer Drache wachsen soll, wie der Eain aus dem Samenorn wächst, erinnert an die griechische Mythologie von Kadmos.

durch einen Zauberei eintretend worden. Dieser fahlet ihn, reitet auf ihm mit Pfeilgeschnelle durch die Luft, heist ihn Gewitter erregen. In dunklen Wetterwolken glaubt das Volk den Zauberei und das Ungeheuer, an dem er einherfährt, zu schauen: der feurige Körper, der Funken sprühende Schweif des Scharfah erscheint ihm auch in Gemeten und Metern. Gieri sagt an einer Stelle seines Geschichtsbuches: „Gines Abends standen unter Viele draussen vor dem Thore von Rej und sahen, wie ein geflügelter Scharfah, Funken sprühend mit grösster Schnelligkeit durch den Himmel flog. Derselbe Scharfah wurde damals auch an anderen Orten des Landes gesehen.“ Auf Gehriß des Zaubereis entwirrt das Ungeheuer mit seinem Schweife die mächtigen Eiden; es heult wie der Sturmwind, zieht Hagelwetter nach sich, und die Saatfelder, über die es hinfährt, werden augenblicklich wie weis, ob es sie mit Kalk bestreut hätte. Der Zauberei reitet auf seinem gräßlichen Biere im Mohrenland, wo er es schlächtet und das Fleisch den Eingebornen theuer verkauft; diese können nämlich die fürchterliche Hitze ihres Landes nur dann aushalten, wenn sie ein Stückchen Drachenschweif unter ihrer Zunge tragen; denn nichts Anderes schafft ihnen die nöthige Kühlung. Der Zauberei erhält dafür umgebenen Ort, edle Steine und andere Kostbarkeiten, mit denen er wieder heimkehrt. Hier wie anderswo scheint der Drache Symbol des Nordwindes, sofern dieser den Bewohnern des heissen Erdtheils Kühlung zuführt.

Neben diesen vielleicht ganz eigenthümlichen und zum größeren Theile noch unklaren Anschauungen stellt die magarische Sage und Fabel den Drachen auch in bekannteren allgemeinen Zügen dar. Er bewohnt gewöhnlich Moore, stehende Wasser, Brunnen, auch tiefe Höhlen, in die man zu ihm hinabsteigen muß, und deren Oeffnung ein großer Mühlstein bedeckt; dann wieder bedeckt er ungetreue Wälder. Vollstrieder lassen ihn am „Blauen Meere“ aufwachen und jenseits der „Kupferbrücke“ an der Einmündung des Rethen Meeres in das Blauje See umtreiben. Am häufigsten jedoch haust der Drache in einem unterirdischen, dreifachen Palaste aus Erz, Silber und Gold, zwischen reichen Schätzen, oder jenseits eines Flusses und Meeres von stählern Silber, über welche eine Brücke, so schief wie ein Scheermesser, führt, durch welche auf Entschiffen seine Wunden. Er ist geflügelt, hat einen langen Schlangenhäuter, eine harte, schuppige Haut, in welche selbst jene Brücke nicht einschneidet; lange Klauen und Zähne, einen Schwanz, der wie eine Peitsche sich windet, und einen flammanden Schwanzkamm. Seiner Körper sind mehrere, oft viele, und zwar soll er im siebenen Kopfe die grösste Kraft besitzen, aus dem Nacken Speer und Krummen, Funken und giftigen Schaum. *Wahrtur* hi eine Rache. Der Hähle bei einer Quelle, so will er jeden Tag sein Opfer haben. Der in einem Brunnen laufende Drache hält das Wasser zurück, wenn ihm nicht alle Tage ein junges Mädchen geopfert wird, und hat er alle Mädchen des Orts verlegt, so kommt zuletzt an des Königs Tochter die Reihe. Nach Anderen verlangt er männliche Personen: jeden Freitag muß ihm der König des Landes neunundneunzig Mann zum Fraße schicken; aber Reiner von ihnen darf verheirathet sein; denn die Drachen leben nur von Junggesellenfleisch und haben sie alle Junggesellen des Landes weggezogen, so freissen sie sich selbst unter einander auf, bis am Ende nur drei Exemplare übrig bleiben, gegen welche dann die Königsöhne zum Kampfe angetrieben. — In den meisten Fällen jedoch kommt der Drache selbst und raubt seine Beute; gewöhnlich sind dies die „drei Königstöchter“, welche dann von drei Drachen im unterirdischen Palaste bewacht werden, wo sie bald wie Schicksalsgöttinnen spinnend und nähend sitzen, bald von Schlangen gepöbelt, unter dem im Rauchfang aufgehängten Fleische zerstückter Bräutigam herum anlegen. Der zur Befämpfung des Ungeheuers ausgesandte Held fordert es zum Zweikampfe oder treibt in seine Höhle hinein, wenn der Drache nicht anwesend ist; dann empfängt den Helden die gesungene Königstöchter und bemächtigt sich vergebens, ihn von seinem urreigenen Verhabs abzulösen. Was ihm Vorfähig in dem eiserneischen Kampfe gibt, das ist bald sein magisches Reß, bald ein gewisser Trank, der tausendfache Mannkraft, bald ein Zauberring, dessen Umdrehung die Stärke von zwanzigtausend Riesen verleiht.

Der heimkehrende Drache wittert schon von Weitem den Geruch des Ankommens; beim Herabfahren aus der Luft schlägt er die Flügel nieder, und seine Klauen verankern die ganze Gegend. Bevor der Kampf beginnt, stößt er auch wohl den Helden auf Proben: dieser muß z. B. ein Brot aus Stein mit höherem Messer durchschneiden u. s. w. Will der Held diesen Sieges gewiss sein, so muß er zuvor die Körper des Drachen genau zählen und ihn vor Tages Anbruch bekämpfen, denn die Sonne vermehrt des Gegners Stärke. Der erledigte Drache hängt unter

entfänglichem Gerüll nieder; aus seinem Körper dunstet Schwefel, und nach seinem Verfallende entsteht die Wöl. Aus seinem Nacken fällt der goldene Schließel, welcher dem Sieger die vermissteten Paläste öffnet; so kommt eine neue Welt ans Licht: die unter der Erde in Haft Gehaltene werden befreit, und mit ihnen auch alle diejenigen, die das Ungeheuer über der Erde transportiert hatte. Den Kopf, die Zunge oder die Zähne des Drachen nimmt sein Ueberwinder als Gedenkzeichen und als Zeugen seiner That mit sich. Im Zusammenhang erscheint der Drache mit anderen mythischen Wesen, wie dem Zauberei (s. oben) und der bösen Fee, die als eine Mutter oder sein Weib auftritt. Der gekrümmte Drachen Mutter verwandelt zwischen den Helden in einen Stein und hoch ihres Sohnes zerbrochene Knochen, um ihn wieder lebendig zu machen.

Nach in der historischen Ueberlieferung Ungarns hat das Aukenden an den Drachen sich lebendig erhalten. Die Stiftung des Drachen-Ordens (székrend) verlegt Szimay in die Zeit Bela II., als man die nach der Verwundung des Landes durch die Tataren überhandgenommene Schlangen auszutreiben mußte. Wenn eine solche Gelbentke gelungen war, der soll seitdem in seinem Wappen das Bild einer geflügelten Schlange, also eines Drachens, geführt haben. Daher leitete auch derselbe Verfasser das von ihm aufbewahrte Sprichwort: „Sein Ahn hat einen Drachen geledert“, d. h. er ist von so altem Adel, daß sein erster Ahn zu Bela's Zeit einen Drachen erledigte. Allein dieselben, den bedeutsamen Sprichwörtern bestimmte und historische Facta unterstühende Auslegung ist zu oberflächlich; jener Spruch konnte nur aus dem mythischen Geistesalt der Väter und aus Abhängung von altationalen Fabeln hinweisen, welche zum Beiden des Vaterlandes mit Ungeheuren kämpfen; später fand er indessen ganz natürliche Anwendung auf die Zeit Bela's, in welcher zufolge jener verheerenden Tatarenzüge die Kanibalen (Mogor nennt man solche, nicht Schlangen oder Drachen) sich sehr vermehrt und ausgebreitet hatten. Uebriqens wissen jene Sagen aus der Zeit vor Bela von heldenmüthigen Drachenvöllern, z. B. Bild, dem hochgestellten Rathe Salomons, Dny, dem Ahnherrn der Batyris, welcher den Drachen im Moore von Geseb tödtete, und vielleicht könnte man auch die Stiftung des Drachen-Ordens in eine frühere Zeit hinausrücken; denn obwar die Geschichte die Stiftung gegen Szimay's traditionelle Angabe in einer noch viel früheren Epoche, nämlich in Siegmund's Regierung ersagen läßt, so hatte sie damals doch einen ganz andern Zweck, als ihr Name zu bezeugen scheint; in der That sollte durch sie vor aus den noch vorhandenen Statuten des Ordens erhebt die königliche Macht gegen die Parteigänger befestigt, der christliche Glaube gesichert und was ihm feindlich war, ausgerottet werden; man könnte also annehmen, daß der später gegründete Orden, indem er den traditionellen geliebten Namen eines längst untergegangenen erhielt, das Aukenden an denselben wieder belebte. Im Hintergrund des Namens offenbar sich jedenfalls die lebendige mythische Idee und Vorstellung von heldenmüthigen Drachenvöllern, wie diese aus anderen ähnlichen Ordensnamen, z. B. vom „Löwen“, vom „Goldenen Vliese“, hervorleuchtet. Aus Karl I. Zeit berichtet die Sage von einem Helden, der, als in der Umgegend von Droßlaw ein Drache Thiere und Menschen raubte, so daß der König selbst einen Preis auf seine Erlegung setzte, nachdem das Ungeheuer seine Geliebte geraubt hatte, dieses tödtete und dafür alles Land, was man von der Stelle aus, wo er den Drachen getödtet, schauen konnte, zum Eigenthum erhielt. Die Sage nennt den Helden Vence (Benedict), das Ungeheuer aber bald einen feurigen Scharfah oder eine geflügelte Schlange, bald einen Löwen, wie die an jener Stelle erbaute Burg Droßlaw (Löwenstein) heißt. Löwe und Drache konnten aber deshalb leicht verwechselt werden, weil das magarische Wort für Löwen (orszlau) aus demselben Elementen gebildet scheint wie *lanoraz*, was Wäldchenräuber bedeutet, und weil die Sade den Drachen besonders als ein Mädchen raubendes Wesen darstellt.) (Schluß folgt.)

Literatur.

— Dr. Kiedles „Thermen in Karlsbad während der Kurzeit im Jahre 1854“ sind eben erschienen und bringen wie jährlich eine Reihe von interessanten Krankheitsbildern aus dem großen Wirkungskreise dieses ausgezeichneten Practikers, die mit wenigen, aber charakteristischen Strichen in seiner bekannten Weise geschildert sind.

*) Daß orszlau nicht wirklich diese Bedeutung haben kann, ergibt sich (noch abgesehen von lautlichen Schwierigkeiten) aus der Stellung des oroz vor lán. Es ist das arslang oder arslan der Völter Schaffens.

*) Der Mädchen raubende und unter der Erde gefangen haltende Drache wird von einigen als Symbol der Sonne und dem Sommer feindseligen Winters betrachtet.

Kanzlei: Eröffnung.

Der Oesterliche, angesehene und berühmte Civil- und Criminalrichter, bisher Advocatus-Consilium, welcher von der hohen k. k. niederösterreichischen Statthalterei und dem hohen k. k. ersten Ritters-Kommando nach Erlaß der hohen k. k. Reichs-Raths-Justiz-Commission, und nach Ansehen seiner praktischen Befähigung zum

öffentlichen Civil- und Militär-Agenten

ernannt worden ist, gibt sich die Ehre, dem hohen Adel und einem P. T. Publikum in Wien und den Provinzen zur gefälligen Kenntniß zu bringen, daß er seine Kanzlei in der Stadt, Singerstraße, Nr. 882, eröffnet habe und sich zur gewissenhaften Durchführung der ihm anvertrauten Angelegenheiten anzuwenden wird.

Bei dem weniger bekannten gesetzlichen Wirkungskreise der öffentlichen Agenten erlaubt sich der Oesterliche als Gegenstand seiner Thätigkeit namentlich hervorzuheben: die Vermittlung von Käufen und Verkäufen von Realitäten, die Verwaltung von Gütern und anderer Arten von Vermögen, die Abrechnung von Kapitalien mit voller Sicherheit, die Verwaltung von Betrieben, Fabriken und anderen Anlagen, die Abrechnung von Verwaltungen, die Verwaltung von Vermögensgegenständen, Kuratels, Grundbesitz, und anderen im nicht streitigen Verfahren verhandelnden Geschäften, die Verfassung und Revision von Rechnungen, die Abrechnung von Streitigkeiten, die Herstellung von Forderungen durch gütlichen Vergleich, und (insoweit nicht die Bestimmungen der Gesetzgebung entgegenstehen) im Proceßwege, die Vertretung in Strafverfahren, die Verlegung von Gewerben, Privilegien, Jubiläumsgeldern, Patents, und anderen bei den politischen und administrativen Behörden vorkommenden Angelegenheiten, überhaupt nach Inhalt der durchlässigen Decrete die Beförderung aller Geschäfte, welche nicht durch die bestehenden Gesetze ausdrücklich anderen Personen vorbehalten sind.

Heinrich Augmüller.

480—2

Die Fabriks-Niederlage linirter und gebundener Bücher von Karl Mollinger in Wien,

Stadt, am Lugeck, im Hause „zum schwarzen Bären“ Nr. 733,
empfeilt sich den Herren **Fabrikanten, Kaufleuten und Gewerbetreibenden** aller Art.
Die **Erzeugnisse dieser Fabrik** sind nicht allein linirt, sondern auch mit den schönsten Paginas und Holzschnitten und den schönsten Illustrationen versehen.
Das Papier ist für die meisten vornehmsten Fälle mit den neuesten Büchern versehen, doch wird eine jede **abweichende Vorrichtung** mit sehr geringer Preiserhöhung möglichst prompt und auf das schönste ausgeführt.
Die dazu verwendeten Papiere sind zum Schreiben mit Stahlfedern vorzüglich geeignet, sowie die Einbände allen Anforderungen der Zweckmäßigkeit und Solidität entsprechen.
Auf Verlangen werden auch die elegantesten Bücher und mit Metallschläg u. c. geliefert.
Schriftliche Aufträge mit genauer Angabe oder Aufzeichnung des Wüchsers, dem Maßstabe der Größe, paginirt oder foliirt, mit Soll, Haben oder einer sonstigen Aufschrift, abgehempelt oder ungehempelt zu liefern, werden franco erbeten.

BCU, Central University Library

Monatschrift für Theater und Musik.

Redigirt vom Verfasser der Recensionen.

Abtheilung.

Inhalt. **Präzision Marie Zerkow.** — **Über den Hektor von Karyna.** Studie von Professor M. Gärner. — **Über den gegenwärtigen Zustand des Wiener Local-Dramas.** 1. Über Strindberg. — Die Stimmungsfähigkeit des Menschen. Von Franz Grel. — **Original-Gesprächen.** Aus Leipzig, Frankfurt a. M., Brinn. — **Monatbericht.** — **Chronologisches Verzeichniß der Concerte 1854 und 1855.** — **Rundschau.** — **Prämienvertheilung** für 6. Seite 3 ff.
Zu haben in jeder Buchhandlung.

468—3

The true Seidlitz-Powders.

Diese von mit größter pharmaceutischer Sorgfalt aus den reinsten englischen Chemikalien nach neuer Methode englischer Ärzte bereiten Seidlitz-Pulver, welche besonders bei Unterleibsbeschwerden, Blähungen, Unverdaulichkeit, Eitern, Schindeln, Nüßeln und Verkrampfungen, Krämpfen, Kopfwehen, Erbrechen, Rheumatischen, Rheumatischen, Nervenkrankheiten u. c. sich wirksam zeigen, haben bereits die allgemeine Aufnahme und werden an Güte, Wirksamkeit und Mäßigkeit von keiner gleichnamigen Erzeugung übertroffen.

Preis 48 kr. Bei 1 Pfd. 45 kr., bei 1 Pfd. 42 kr., bei 12 Pfd. 40 kr. C.M.
Über vorliegenden Original-Schachtel liegt eine allgemeine deutsche und ungarische Gebrauchsanweisung bei.

Central-Depot: Ordenburg in Ungarn, Apotheke „zum Saluator.“

A. Boga,
Apotheker.

162—9

Die Großherzoglich Badischen Obligations-Lose,
deren Ein- und Verkauf in der österreichischen Monarchie gesetzlich erlaubt ist, werden mit Gewinn von k. 50,000, k. 40,000, k. 30,000 u. c. bis abwärts k. 42 zurückgeführt.
Die nächste Bezahlung findet am 31. Mai statt.
Bei dem unterzeichneten Verpauhandlungsbureau sind die Obligations- zu k. 47 C.M. gegen Einzahlung des Betrags in österreichischen Banknoten zu erhalten, und werden solche nach statthalterlicher Zeichnung für k. 45 wieder an Zahlung angenommen.

Diejenigen, welche beabsichtigen, die Obligations wieder zurückzukaufen, haben daher für jede zu wünschende Nummer nur k. 2 C.M. einzulegen. Die Nummernliste erhält jeder Käufer gratis zugesandt.
Moriz Stiebel Zöhne, Bankiers in Frankfurt a. M.

462—3

Eigenthümer und Verantw. Redacteur: Ernst B. Schwaner.

Papier aus der Dier-Bogenhofer Fabrik.

Zahnarzt Dr. Schmitt

ordinirt täglich von 10 bis 5 Uhr, und es werden bei ihm die künftigen Zähne und Gebisse auf das Beste und Billigste angefertigt. Nach seinen neuesten Erfahrungen stellt sein Zahn-Ölige aus das **ausgezeichnete und schmerzlose Zahn-Ölige** in der kürzesten Zeit; die Wirkung dieses Öliges als Seidelitz gegen den Zahnschmerz und die **schmerzlose Zahn-Ölige**, sowie seine **Wundheilung** verdienten, ist schon längst allgemein bekannt. **Stadt, Singerstraße Nr. 900.**

In Carlentens Verlag

ist erschienen und bei

Zendler & Comp.,

Verleger in Wien,

am Graben im Trattnerhof, zu haben:

Amerikanisches Lesecabinet

der neuesten und besten

Romane und Reise-Abenteuer

von

amerikanischen Schriftstellern.

Nicht nur in Amerika, sondern auch vorzüglich in England, erlangt die Welt der Schriftsteller des neuen Welt die lebhafteste Theilnahme, und einige werden auch in deutscher Uebersetzung sehr ehrenvoll aufgenommen, da sie sich durch Reiz der Ideen, durch Kraft und Originalität in Schilderungen Feinheit und Welter, sowie durch eine blühende und ungeschlichtete Sprache auszeichnen.
Als neuestes Werk ist eben erschienen:

Schicksalslaunen

und

Schicksalswechsel,

oder

Lerns Geschichte und Abenteuer.

Von J. B. Jones.

Aus dem Englischen von Dr. Engelmann.

3 Bde. Geh. 1 fl. 48 kr.

„Publishers Critic Reader“ sagt über dieses Werk: „Das Buch kann in jeder Beziehung den besten Lesestoff oder Lektüre der Seite gestellt werden.“ So sehr die Begeisterung steigt, so werden die Zustände von Leben, welche der Roman schildert, haben wir, der Leser, schon kennen gelernt. Man erfährt die zum letzten Kapitel ist die Geschichte im höchsten Grade spannend, der Plan eben so sinnig angelegt als gemacht durchgeführt. Sämmtliche den verschiedenen Ländern entnommen Charaktere sind mit lebendigen Jügen dargestellt; andererseits enthält aber auch das ganze Buch nicht eine Zeile, welche die farsichtige Mutter nicht ihrer Tochter zu lesen geben konnte. Die Ereignisse folgen einander in naturgemäßer Entwicklung und die Aufmerksamkeit des Lesers bleibt ununterbrochen gefesselt.
Die bisherigen Hefen enthalten:

Der Zeitungsjunge.

Uebersetzt von Ritter von Lewitschnigg.

3 Bde. Geh. 1 fl. 24 kr.

Leben und Abenteuer

P. L. Barnums,

ehemal. Theater-Director,

seine großartigen Unternehmungen, seine

Kunstfahrten mit

Jenni Lind, Comt de Chamb. A.

Von ihm selbst beschrieben.

Aus dem Englischen. 3 Theile. 1 fl. 36 kr.

Ida May,

oder Dichtung und Wahrheit

aus dem amerikanischen Leben.

Von Mrs. Langdon.

Aus dem Engl. überf. von Dr. Engelmann.

3 Bde. In schönem Umslag 1 fl. 48 kr.

Leben und Abenteuer

eines Landfrämers.

Romantischer Roman von J. B. Jones.

3 Bde. 1 fl. 12 kr.

Glanz und Glend.

Von Frau Ann Stephens.

3 Bde. 1 fl. 48 kr.

478—1

Text und Verlag von Friedrich Manz in Wien.